

Mediendossier trigon-film

## Madeinusa

von Claudia Llosa, Peru 2006



### VERLEIH

trigon-film  
Limmatauweg 9  
5408 Ennetbaden  
Tel: 056 430 12 30  
Fax: 056 430 12 31  
info@trigon-film.org  
www.trigon-film.org

### MEDIENKONTAKT

Tel: 056 430 12 35  
medien@trigon-film.org

### BILDMATERIAL

www.trigon-film.org

## **MITWIRKENDE**

Regie:	Claudia Llosa
Buch:	Claudia Llosa
Kamera:	Raul Pérez Ureta
Schnitt:	Ernest Blasi
Ton:	Albert Manera
Ausstattung:	Eduardo Camino
Kostüme:	Leslie Hinojosa Cortijo
Produktion:	Wanda Vision
Sprachen:	Spanisch/d/f
Dauer / Format:	100 Minuten / 1:1,85

## **DARSTELLENDENDE / ROLLEN**

Magaly Solier	Madeinusa
Carlos de la Torre	Salvador
Yiliana Chong	Chale
Ubaldo Huamán	Cayo
Melvin Quijada	Mauro

## **FESTIVALS**

Preis der internationalen Filmkritik (FIPRESCI) am Tiger Awards Festival Rotterdam  
Argentina Film and Cinematography Industry  
Award Mar del Plata Film Festival  
Best Film Award Film Festival Malaga

## INHALT

In *Madeinusa* erzählt die peruanische Regisseurin Claudia Llosa vom Mädchen Madeinusa in einem kleinen peruanischen Dorf. Ihr Vater ist der Bürgermeister und wahnsinnig stolz, dass seine Tochter für die bevorstehende „Heilige Zeit“ zur "Heiligen Jungfrau" ausgewählt wurde. Wie in ein Brautkleid gesteckt wird seine Tochter den Umzug durchs Dorf anführen. Sie wird Jesus vom Kreuz nehmen und dessen Augen berühren dürfen. Derweil sitzt der Bürgermeister mit den Ältesten im Zelt, wo die Herren sich nach alter Sitte die Krawatten abschneiden.

Der Karneval grüsst nicht nur bei diesem Ritual. Auch hier in dem entlegenen Winkel Südamerikas gelten die wenigen Tage "Heilige Zeit" als Freifahrtschein vor dem Herrn. Alles, was in dieser Periode an Sünden geschieht, wird vergeben werden. In diese feuchtfröhlichen Feierlichkeiten und die erotisch aufgeladene Stimmung platzt ein junger Fremder, ein attraktiver Grossstädter. Der Bürgermeister sperrt ihn zunächst einmal weg, auf dass er nicht störe. Doch eingesperrt bleibt der Mann nicht lange, denn Madeinusa entdeckt ihre Zuneigung für den Gefangenen. Er bietet ihr gleich zwei Chancen: im echten Leben keine "Holy Virgin" mehr zu bleiben – und das Provinznest zu verlassen.

## **DIE REGISSEURIN**

Claudia Llosa ist 1976 in Lima geboren und in Peru aufgewachsen. 1998 hat sie ihr Filmstudium abgeschlossen, später sind Ausbildungsgänge in Drehbuch (Madrid) und Regieführung (New York) dazugekommen.

Einen ersten Kurzfilm, *Seeing Martina*, drehte sie 2004 in New York. Für das Drehbuch zu *Madeinusa* wurde sie am Filmfestival Havanna mit dem Coral des besten unveröffentlichten Drehbuchs ausgezeichnet und konnte in Los Angeles an einem Drehbuchworkshop des Sundance Film Festivals teilnehmen. Claudia Llosa lebt zur Zeit in Barcelona.

## **ANMERKUNG DER REGISSEURIN**

Mein einziger Gedanke, den ich beim Schreiben dieser Zeilen im Kopf habe, ist, Ihnen allen mitzuteilen, wie wichtig die Geschichte ist, die Geschichte eines Dorfes, einer Familie, einer Tradition. Beweggrund der Arbeit war mein drängendes Bedürfnis, etwas zu erzählen, mich einer Kultur zu nähern, die mir nahe und gleichzeitig fremd ist. Umsetzen wollte ich das, indem ich mich den Menschen der Anden mit der gleichen Ungezwungenheit näherte, wie ich es mit irgendeiner Familie aus der Stadt oder sogar mit meiner eigenen gemacht hätte. Nämlich ohne die Befürchtung, sie zu beurteilen oder zu verteidigen, da dies bedeuten würde, sie zu unterschätzen.

Ausgehend vom Dorf, seinen Bewohnerinnen und Bewohnern und dem Volk entdeckte ich, wie ich mich auf das Thema fokussieren konnte, das allen Völkern der Welt gemeinsam ist: Die Unterdrückung der Liebe angesichts der Pflicht. Die Reflexion über diese verschwommene Grenze, die den Wunsch und das erlernte Müssen verbindet und trennt. Es war ein langer Prozess. Ich möchte betonen, dass ich als Regisseurin genauso jungfräulich bin wie die Figur Madeinusa. Und obwohl ich fast immer versuche darauf zu vertrauen, dass dies wie bis anhin immer ein Teil meiner Freiheit sein wird, bleibt immer dieses «beinahe», das uns stets daran erinnert, wie schwierig es ist, neue Herausforderungen anzupacken. Ich fühle mich dabei in sehr guter Gesellschaft.

## **INTERVIEW MIT Claudia Llosa**

**Du lebst im Moment in Barcelona. Madeinusa ist dein erster Film, gedreht in Peru. Wie bist du auf die Geschichte gekommen? Ist es etwas, das dich schon lange interessierte?**

Die Distanz und eine gewisse Objektivität vermischten sich mit Heimweh und dem Schuldgefühl, so weit weg zu sein von meinem Land und meiner Familie. Das Resultat war vermutlich Madeinusa. Es war insgesamt ein sehr intuitiver Prozess. Als ich das Drehbuch schrieb, hatte ich keine bestimmte Absicht, es war eher eine Art Läuterungsprozess. Ich hatte zuvor noch nie Regie geführt, und es war mein erstes Drehbuch. Die Idee tauchte aus dem Nichts auf, in einem jener typischen Momente, in denen nichts passiert, wenn du zum Beispiel auf die Metro wartest, um nach Hause zu fahren. Beim Drehbuchschreiben verspürte ich dann die absolute Notwendigkeit, es auf allen Ebenen weiterzuspinnen und auszuarbeiten. So endete der Film schliesslich am Filmfestival in Havanna. Da nahm alles seinen Anfang, deshalb werde ich dem Festival – und sowieso den Produzenten, die an mich glaubten – immer speziell dankbar sein.

Die Thematik beschäftigte mich in der Tat seit Längerem. Schon immer hat mich die diffuse Grenze zwischen dem Müssen und dem Wollen interessiert, wo liegt die Trennung zwischen den instinktiven Wünschen und der anerzogenen Pflicht? Mich faszinierte die Idee, einen Mikrokosmos zu schaffen, in dem die Tradition herrschte, dass jede und jeder für kurze Zeit ganz ungehemmt tun und lassen kann, was er will. Und im Guten wie im Schlechten ist mein Land ein Ort, wo so etwas tatsächlich möglich wäre.

**Was war dir am wichtigsten?**

Im Film gibt es eine versteckte Notwendigkeit, aus den Splintern eines verlorenen Schatzes ein Kaleidoskop zu schaffen. Dies entspringt dem schrecklichen Gefühl, dass dies alles Teile einer Kultur sind, zu der du einmal gehörtest oder hättest gehören können, an der du aber nur noch als Fragment, als Ruine teilhast. Deshalb ist der Blick des Fremden so wichtig, mit dem ich den gesamten Reichtum erfassen möchte, denn darum geht es schliesslich: wie mit dem Eigenen, aber Unterdrückten und Zerbrochenen einer Kultur umgehen?

**Wie beurteilst du das Zusammenleben von Mestizen und Indios heute? Hast du eine spezielle Verbindung zur indigenen Bevölkerung?**

Wir Peruanerinnen und Peruaner haben oft das Gefühl, Grenzgänger und Fremde im eigenen Land zu sein. So, als wärst du gerade «der andere Teil» von jemandem, der dir gleichzeitig verwandt und fremd ist. Der Film spricht von der Notwendigkeit, diese so schwierige Bruchstelle aufzuzeigen. Meine Beziehung zur andinen Welt reicht in meine Kindheit zurück, durch eine sehr enge Verbindung zu jemandem, der mit uns den Alltag bestritt und auch heute noch im Haus lebt. Durch den Blick dieses Menschen und durch seine Sprache gelang ich in Kontakt mit dieser Welt, die ich immer als fremd und eigen zugleich begreifen werde.

**Stimmt es, dass Madeinusa in Peru ein gängiger Name ist?**

So ist es. Es gibt Eigennamen wie Darling, JohnFKennedy, Michael Jackson. Ich glaube, dass der Name des Mädchens die Thematik des Films sehr gut widerspiegelt.

**Christentum und traditionelle Religion vermischen sich nicht nur in deinem Film, sondern auch im wirklichen Leben**

Das Hybride, die Mischung zwischen Heidentum und Christentum, ist in Ländern wie Peru Alltag. Interessant zu beobachten ist diese kreative und vorzügliche Art, wie es der ersten Kultur gelingt, sich in der zweiten einzunisten, die ihrerseits die Diversität der Urkultur weder schätzt noch anerkennt.

**Wie bist du zum Film gekommen? Man merkt, dass du auf ein professionelles Team zählen konntest, ob Kamera, Ausstattung oder Requisiten.**

Ich hatte wirklich sehr viel Glück. Wie mal irgend jemand gesagt hat: umgib dich mit den richtigen Leuten, und du wirst siegen. Ich weiss nicht, ob wir alle Schlachten gewonnen haben, aber wir sind weit gekommen. Dies ist in erster Linie den spanischen Produzenten zu verdanken, die sich sehr gut um mich gekümmert haben. Sie brachten mich in Kontakt mit Raúl Pérez Ureta, dem wir die exquisite Fotografie verdanken. Die künstlerische Leitung lag bei Eduardo Camino, Patricia Bueno und Susana Torres. Die letzten beiden sind Künstlerinnen, und eine davon ist meine Mutter. Nach und nach kamen dann mehr Leute dazu. Ich war mit allen sehr anspruchsvoll, aber es gab nicht einen einzigen Fall, bei dem meine Erwartungen nicht übertroffen wurden. Das Casting war sehr intensiv und amüsant. Die Schauspielenden haben allesamt wenig bis gar keine Erfahrung. So waren keine grossen Egos zugegen, nur die Lust und ein grosses Engagement, zu arbeiten.

**Wie hast du Magaly Soler als Madeinusa gefunden? Hast du mit den Leuten aus dem Dorf gearbeitet?**

Magaly habe ich entdeckt, als sie vor einer Kirche in Huanta in Ayacucho Essen verkaufte. Ich sah sie und verliebte mich gleich in ihr Gesicht und ihren so ausdrucksvollen Blick. Eines war mir klar: als Städterin würde es für mich schwierig sein, das Wesen des Andino in seiner Essenz zu erfassen. Wir sind schon zu «verdorben», der Blick ist einfach ein anderer. Deshalb habe ich mich entschieden, den einfachen Weg zu gehen und mit Menschen zu arbeiten, die diese Essenz im Blut haben. Denn wenn ich nicht an meine Figuren glauben konnte, wie sollte es dann der oder die Zuschauende tun? Eine ganz simple Überlegung eigentlich.

## GEDANKEN ZUM FILM

**Jede Gegenwart ist genährt von Vergangenheit. Im Film kann diese je nach Fokus im Gestern liegen oder Jahre zurückreichen. Indem Claudia Llosa ihren Spielfilm Madeinusa im Hier und Jetzt eines Andendorfes ansiedelt, spannt sie auch einen Bogen weit in die Geschichte zurück. Wie sonst soll man die heutige Realität der Indiobevölkerung in den Anden verstehen?**

Im abgelegenen Manayaycuna herrscht Aufregung und Vorfreude. Eilig werden die letzten Vorbereitungen getroffen, denn bald beginnt die heilige Zeit, tiempo santo, und von der will man schliesslich keine Sekunde verpassen. Da erstaunt es nicht, dass einem auf den dörflichen Naturwegen auch mal eine lebende Heilige Jungfrau begegnet. Wie eine Erscheinung muss jedenfalls die in flatterndem Weiss gekleidete Madeinusa dem Limeño vorkommen, der mit dem Bus nicht mehr weiterkommt und das Dorf für ein Nachtlager aufsucht.

Eigens engagiert, die kostbare Zeit zu messen, baut eine Art Jahrmarktfahrer auf dem Dorfplatz eine Uhr auf. Das Digitalzeitalter hat hier auf seine Art Einzug gehalten. Und es bleibt nur noch wenig Zeit, den unbequemen Gast aus Lima loszuwerden, denn die Einheimischen möchten das österliche Fest ungestört unter sich verbringen. Gringo, Fremder, nennen sie ihn, der eigentlich Salvador heisst. Da von weisser Hautfarbe und nicht ihrer Kultur zugehörig, ist er ebenso ein Gringo wie jeder Nordamerikaner oder Europäer, für den das Wort ursprünglich steht. Was Gott in diesen Tagen nicht sehen kann, soll auch ein dahergelaufener Fremder nicht sehen, selbst wenn er einen vielversprechenden Namen trägt.

### Unheilige Zeit

Die indigene Dorfbevölkerung hat ihre eigene Interpretation des christlichen Festes gefunden. Schliesst Jesus nämlich am Karfreitag am Kreuz seine Augen, so kann er bis zur Auferstehung am Ostersonntag nichts sehen. Zeit der ungestraften Sünden, Zeit auch, eine seltsam anmutende Tradition zu pflegen, offiziell und zeremoniell abgesegnet im symbolischen Akt eines Krawattenschnitts. Salvador wird kurzerhand von der Festgesellschaft aus- und beim Bürgermeister zu Hause eingesperrt.

### Indigene Realität

Da lebt das ungleiche Geschwisterpaar Madeinusa und Chale. Madeinusa, das fleissige und hübsche Engelchen, Chale (nach einem peruanischen Fussballidol benannt), das eifersüchtige hässliche Teufelchen. So märchenhaft kontrastreich ihre Charakterzüge zu Beginn herausgemeisselt scheinen, so unerbittlich real verschwestern sich die beiden am Ende. Die Authentizität im Film besticht – ein sorgfältiges Drehbuch sowie Ausstattung und Requisiten tun das eine, überzeugende Schauspielerarbeit das andere. Realität aber auch in den Fakten: Im Dorf gibt es keine Elektrizität, dafür Chicha, ein selbstgegärtes Maisbier, in rauen Mengen. Will man telefonieren, muss man schon mal drei Tage Fussmarsch in Kauf nehmen, denn eine Fahrgelegenheit bietet nur «El Mudo» (der Stumme), ein geschwätziger Fahrer, der unregelmässig mit seinem Kleinbus die nahe Landstrasse passiert. Die Häuser sind bessere Hütten und stehen in ständigem Kampf gegen die wuchernde und eindringende Natur – das Unkontrollierbare, Bedrohliche, Irrationale lauert. Allmorgendlich zieht Madeinusa mit Rattengift einen Kreis ums Haus. Ist es ein gutes Zeichen, dass sie schon in den ersten Szenen auf eine tote Ratte trifft?

### Nicht eingebunden im eigenen Land

Es figurierte bei den herrschenden Regierungen seit der Unabhängigkeit nicht einmal in der Wahlpropaganda, in den verbliebenen Indio-Gemeinschaften eine funktionierende Infrastruktur bereitzustellen. Bis zum heutigen Tage sind Indigene in den lateinamerikanischen Gesellschaften benachteiligt und bleiben vom gesellschaftlichen Reichtum, den staatlichen Dienstleistungen und der politischen Beteiligung weitgehend ausgeschlossen. Dass sie als Volk Erwähnung in den Staatsverfassungen finden, ist eine Entwicklung, die sich erst seit den 80er-Jahren abzeichnet. Aus der verbrieften Anerkennung leiten sich grundlegende Rechte wie die Wahrung der ethnischen Identität ab und indigene Organisationen fordern immer lautstarker das Recht auf ihre eigene Religion, Sprache und Kultur ein. Ein zentrales Anliegen ist auch der eigene Grund und Boden, und dies steht natürlich häufig in Konflikt mit nationalen oder internationalen wirtschaftlichen Interessen (Regenwald, Ölförderung und so weiter).



Das Recht auf politische Beteiligung im Sinne des indigenen Volkes ist mittlerweile auch in vielen Verfassungen festgeschrieben. So können beispielsweise die Indianer in Kolumbien zwei Senatoren direkt stellen und die venezolanische Verfassung schreibt drei indigene Abgeordnete im Parlament vor. Von den jüngsten Entwicklungen in Bolivien einmal abgesehen sieht die Realität aber häufig anders aus. Trotzdem ist insgesamt festzustellen, dass sich die Proteste und auch die Erfolge der Ureinwohner häufen, man denke etwa an die Manifestationen in Ecuador im Jahr 2000, die im Sturz des Präsidenten Jamil Mahuad mündeten.

### Das Paradies ist anderswo

In Manayaycuna wird das Osterfest als willkommene Abwechslung zur eher tristen Alltagswelt märchenhaft abgehoben gefeiert. Das Dorf ist aufs Schönste geschmückt, Farben dominieren die Strassen. Auch die jungen Mädchen haben sich herausgeputzt und stehen nun – ähnlich einer Misswahl – auf der Bühne des Dorfplatzes. Noch vor Beginn der eigentlichen Festivitäten wird die Jungfrau gekürt, die in den bevorstehenden Prozessionen sozusagen als Star durchs Dorf getragen wird. Die Wahl fällt auf Madeinusa, die eine Tochter des Bürgermeisters. Das freut Schwester Chale nur mässig. Madeinusa aber strahlt und umschliesst mit der Hand in einer vielsagenden Geste die Ohrringe, die ihre Mutter zurückgelassen hat.

Manch ein Objekt mag uns überdurchschnittlich ans Herz wachsen, begleitet uns eine Weile im Leben, weil es symbolisch für etwas uns Wertvolles steht oder einfach nur an eine schöne Erinnerung geknüpft ist. Kaum zu vergleichen mit dem Gewicht, das die Ohrringe in Madeinusas Leben haben. Der Schmuck verbindet sie mit ihrer Mutter, die die Familie verlassen hat. Als sie die Ohrringe zum ersten mal aus dem Koffer holt, scheint aus diesem die schiere Üppigkeit zu quellen im dunklen grauen Heim. Alles Schöne und Spannende liegt in dieser Kiste, die für das andere, das freie Leben steht, das zum Beispiel in Lima stattfindet, wo die Mutter lebt.

Im Laufe des Films mutiert die Kiste allerdings immer mehr zu Pandoras Büchse, die bekanntlich alle Übel enthielt, die die Menschheit jemals plagen sollten. Das einzig Gute darin war die Hoffnung, ganz unten auf dem Boden. Auch in Madeinusas «Büchse» schwindet im Laufe der Zeit bis auf die Hoffnung alles dahin.

Die erste Prozession führt durch das Dorf und in die wunderbare Andenlandschaft hinein – in Sevilla könnten sie's nicht eindrucksvoller, höchstens grösser gestalten. Und bald ist der Moment gekommen: Jesus haucht am Kreuz sein Leben aus. Es beginnt das Fest, um das es eigentlich geht. Das heisst Tanz, Freude, Ausgelassensein, das heisst aber auch viel Maisbier. Trinken bis zur Bewusstlosigkeit. Trinken, um zu vergessen? Trinken als Ritual?

### Verlorene Werte

Ihre Vorfahren, die Inkas, huldigten dem Sonnengott, dem Inti. Eigentlich nicht unabwegig, die Leben spendende Sonne zum Gott zu erheben. Indigene Kosmologie definiert den Menschen als Teil eines universalen Systems und das Überleben dieses Systems ist Grundbedingung und Lebensvoraussetzung für den Menschen. Verständlich also, dass sie sich damals den Funktionsweisen dieses Systems unterordneten, sich als untrennbare Einheit mit der Natur verstanden. Verständlich auch, dass sie weitere Götter in der Natur, die sie je nach Laune mit Unwetter bedrohte oder mit reichlich Nahrung beglückte, fanden. Mythos und Ritual waren prägend in der Ausübung ihres Glaubens. Im Mythos werden durch Geschichten und Sagen Welterklärungen und Deutungen überliefert, im Ritual werden diese Zusammenhänge erfahrbare Wirklichkeit.

Das Universum verstanden sie als ein Reich oppositioneller Prinzipien, jedoch nicht im Sinne von Antagonismen, vielmehr als Bestandteile einer Einheit aus Gegensätzlichem. So wirken etwa das Hohe und das Tiefe, das Rechte und das Linke, das Männliche und das Weibliche oder das Zivilisierte und das Wilde nicht trennend, sondern bilden ein vollkommenes Gleichgewicht.

Die spätmittelalterlichen Eroberer der Andenländer konnten es nicht dulden, dass ihre Dreieinigkeit nicht verehrt wurde, und so begann die systematische Zerstörung von allem, was zum Kult der Inkas gehörte. Trotz eifriger Missionierung gelang es den Spaniern aber nicht, den indigenen Glauben gänzlich auszurotten. Vielmehr entstand eine kohärente Vermischung der beiden Religionen, und so findet man heute verschiedene Synkretismen, Verschmelzungen und Synthesen vielfältiger Formen der Religionsausübung.

In Manayaycuna ist die Fusion von indigener Tradition und Christentum einerseits konkret sichtbar, etwa in den wunderschönen, mandalaähnlichen Blumenornamenten und dem Motiv der Sonne, andererseits aber auch im extremen Ausleben des Ritus zu spüren. Die Bewohner und Bewohnerinnen jedenfalls feiern jetzt ausgelassen den Tod Christi, und für die einen mag die Stunde der Katharsis gekommen sein: Sich momentan aus einem unterdrückten Dasein befreien, das auch heute noch durch Demütigung und Diskriminierung geprägt ist, und gestärkt aus der Zeremonie hervorgehen. Andere wiederum nützen den Augenblick schamlos aus, Willkür walten zu lassen und ihre Macht zu zelebrieren.

Madeinusa weiss, dass sie dieser Willkür ausgesetzt ist, doch sie macht dem durch Gemeinschafts- und Familiengefüge auferzwungenen Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Auch sie hat ihre Wünsche, die sie jetzt ungestraft ausleben darf, und die liegen in der anderen, schöneren Welt, in Lima und dessen Stellvertreter.

### Eine junge Indigena im 21. Jahrhundert

Kleine Dörfer mit einengenden Strukturen und sozialer Kontrolle gibt es auch bei uns. Aber welche Perspektiven hat eine junge Indigena in einem abgelegenen, armen Andendorf? Als solche gehört sie nämlich mehreren gesellschaftlich benachteiligten Gruppen an. Sie ist weiblich, indigen, ungebildet und arm. Traditionsgemäss ist in Indiogemeinschaften vieles kollektiv geregelt und gibt es Bereiche, an denen die gesamte Gemeinschaft teilhat. Auf der andern Seite existieren Werte und Konzepte wie individuelle Freiheit oder Selbstverwirklichung nur in geringem Masse. Aber Madeinusa lebt im 21. Jahrhundert und will sich von den engen und in diesem Fall schädlichen Familienbanden befreien. Weg von der Ignoranz, weg von diesem Dorf in Schiefelage.

Madeinusa lebt in einer Welt der sehr beschränkten Möglichkeiten und sie ist entschlossen, sich eine Zukunft zu erschliessen. Für sie zählt nur noch eines: Salvador soll sie nach Lima mitnehmen, denn Lima ist gleichbedeutend mit dem Paradies. Tatsächlich brechen die beiden auf. Doch bald merkt die junge Schöne, dass sie ihre Ohrringe vergessen hat, und ohne die kann sie unmöglich weg. Sie kehrt um. Eine fatale Entscheidung.

### Verlorene Sprache

Magaly Solier spielt die junge Madeinusa gerade so, als wäre sie sich selbst. Sie wirkt in jedem Moment authentisch, balanciert geschickt zwischen Zurückhaltung und Naivität der Figur, sagt mit ihrem verführerischen Gesang mehr als mit Worten. Wenn sie dann spricht, ist ihre Herkunft deutlich hörbar, bringt sie die sprachliche Eigenheit ihres des Quechua mächtigen Volks grossartig zum Ausdruck – im Akzent, in der Melodie, in der Syntax. Die sprachliche Durschmischung stimmt aber auch sonst im Film, etwa wenn der Dorfrat je nach Bedarf vom Quechua ins Spanische und zurück wechselt.

Mit der Ankunft der Pizarros verschwand auch zunehmend die Muttersprache von Perus Urbevölkerung, das Quechua. Zwar ist sie heute in der peruanischen Verfassung als offizielle Sprache benannt. Diese Anerkennung hat aber gesellschaftlich und sprachpolitisch kaum Bedeutung. Kein einziges Formular lässt sich in Quechua ausfüllen, keine Gerichtsverhandlung führen und kaum ein Arzt spricht es mit seinen Patienten. Allerdings existieren vereinzelt Projekte mit interkultureller zweisprachiger Bildung an Grundschulen. Natürlich lässt sich der Verlust von 500 Jahre Unterdrückung kaum rückgängig machen. Die Sprachpraxis war und ist auf den häuslichen und dörflichen Alltag beschränkt und ist heute zu schwach, um sich dem stetigen Wandel anzupassen. Moderne Ausdrücke fehlen im Quechua, werden aus der spanischen Sprache übernommen und höchstens noch klanglich an die Ursprache angepasst.

### Vielversprechendes Talent

Das Erstlingswerk von Claudia Llosa kann als eigentliche Entdeckung bezeichnet werden. Gleich im ersten Film eine so klare eigene Bild- und Erzählsprache zu finden, ist keine Selbstverständlichkeit und zeugt von grossem Talent. Die junge Regisseurin befand sich ausserdem in bester Gesellschaft, von der hervorragenden Kamerarbeit bis zu den ausgefeilten Kostümen stimmt einfach alles.

Für Claudia Llosa stand das Beobachten und Aufzeigen einer Realität im Vordergrund, die sie nicht bewerten will. Ihre Geschichte ist durchsetzt mit vielfältigen und fantasievollen erzählerischen Elementen. Fantastische Akzente geben dem Werk einen Hauch von Surrealismus und unterstreichen das kontrastreiche Dasein im Dorf, die gespaltenen Charaktere, das Dilemma eines Volks vielleicht auch. Durch überraschende Wendungen und konsequente Figurenzeichnung verleiht dem Werk eine Radikalität und Ehrlichkeit, die man nur selten antrifft und die vergleichbar ist mit Filmen wie La Ciénaga von Lucrecia Martel oder Japón von Carlos Reygadas.

Enstanden ist in eigenständiger Film, der die Zuschauenden fordert und sie schliesslich in vielerlei Hinsicht belohnt.

#### Indigenes Kino

Claudia Llosa ist keine Indigena, gesellt sich aber mit Madeinusa zu nicht-indigenen Autoren wie Jorge Sanjinés, die sich in ihren Filmen der indigenen Realität zu nähern versuchen. Indigenes Kinos wurde bis anhin vorwiegend von Nicht-Indigenen betrieben, aber auch hier sind neue Bestrebungen im Gange. So will das Zentrum für filmische Ausbildung und Umsetzung (CEFREC) in Bolivien Ausbildungsräume für Indigenas schaffen.

